

Außenansicht

Der publizistische Sängerkriegstreit in der Afghanistan-Kakophonie wird zunehmend unerträglich. Nicht wenige Politiker und Medien erwecken den Anschein, dass Heroin-Küchen und Korruption, Taliban und Selbstmordattentäter, blutige Anschläge im Stundentakt, in Hinterhalte und blutige Schlachten à la 1944 verwickelte Isaf-Truppen Afghanistan realistisch abbilden. Der nach dreißig Kriegsjahren noch immer kranke Patient Afghanistan wird zu einem Moriturus – einem Todgeweihten – erklärt. Dieses Bild ist unvollständig und daher letztlich auch falsch: Was dieses gepeinigete Volk der Afghanen seit dem Sturz des Taliban-Regimes auch aus eigener Kraft physisch und geistig wieder aufgebaut hat, ist grandios und bewundernswert.

Nach drei Jahrzehnten Krieg und Zerstörung, nach sieben Jahren brutaler Friedhofsruhe unter der Taliban-Herrschaft gehen jetzt wieder Millionen Kinder zur Schule – alle hungrig nach Bildung und Wissen, viele auch hungrig, weil es zu Hause nicht genügend zu essen gibt. Zehntausende junge Männer und Frauen besuchen voller Optimismus wiedereröffnete Universitäten und Hochschulen, Hunderttausende Frauen und Mütter – unter den Taliban noch vor wenigen Jahren gedemütigt, eingesperrt, gesteinigt – arbeiten wieder als Lehrerinnen und Ärztinnen, als Polizistinnen und Abgeordnete, als Provinz-Gouverneurin

Außenansicht

Nur wer die Afghanen liebt, kann dem Land helfen

Westliche Arroganz bewirkt, dass Ausländer am Hindukusch heute weit weniger willkommen sind, als sie es einst waren

Von Reinhard Erös

und Botschafterin im Ausland und als Ministerin, hochangesehen im Kabinett Karsai. Afghanen lieben ihre Freiheit und Unabhängigkeit, und sie lieben sie manchmal mehr als sich selbst.

Fremden gegenüber sind sie aus historisch guten Gründen misstrauisch. Für ihren Gast allerdings, dem willkommenen Fremden, öffnen die Afghanen Haus und Herz. Sie öffnen beides oft so weit, dass es uns manchmal peinlich und unangenehm ist. Dies macht es uns Fremden nicht immer leicht, ihnen zu helfen. Dies macht es dem Feind aber auch unmöglich, einem Afghanen Würde, Freiheit und Unabhängigkeit zu nehmen, ohne ihn zu töten. Wer sich also entschließt, den Afghanen beim Wiederaufbau zu helfen – ob in Uniform oder als ziviler Helfer – muss wissen, auf welch schmalen

Pfad er sich dabei bewegt. Gut gemeinte Hilfe von außen wird als erniedrigend empfunden, wenn sie „von oben herab“ kommt. Wenn ich einem Afghanen zeige, dass er das arme Würstchen ist und ich der reiche Onkel mit dem Füllhorn westlicher Technik und der dazu gehörigen Arroganz, dann kommt ausländische Hilfe nicht an; außer bei den korrupten Eliten, die es auch in Afghanistan gibt. Diese Eliten zu züchten und zu nähren, fällt uns manchmal leichter, als uns mühevoll mit der uns oft als archaisch erscheinenden Kultur auseinanderzusetzen.

Der „typische“ Afghane, Bauer, Tagelöhner oder Nomade ohne Schulbildung, lebt in einer „personenbezogenen“ Kultur, in einer Welt, in der nicht theoretische Konzepte sein Leben bestimmen, sondern Menschen. Sein Leben wird von

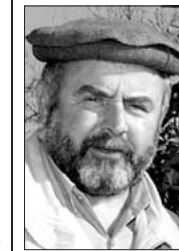
den Beziehungen zu den Verwandten, Nachbarn, Freunden – und Feinden – geprägt. Das „Wer bist du“ ist für ihn wichtiger als das „Was bist du“. In Afghanistan besitzt nur derjenige hohes Ansehen, der sich persönlich zeigt, der „angesehen“ werden kann.

In den ersten Jahren nach dem Sturz der Taliban bewegten sich Aufbauhelfer und Journalisten frei und ohne militärischen Schutz übers Land. Unsere Soldaten gingen zu Fuß, die Waffe auf dem Rücken, durch die Basare, grüßten freundlich mit *Salam* und wurden ebenso freundlich zurückgegrüßt. Zivile und uniformierte Aufbauhelfer tranken und diskutierten mit den Einheimischen in den rauchigen Tschaikanas Tee. Journalisten wurden von einfachen Leuten privat eingeladen, konnten frei Gespräche und Interviews führen und genossen dabei die typisch afghanische Gastfreundschaft. Die Ausländer hatten hohes „Ansehen“, weil sie zu sehen waren.

Heute sieht man in Afghanistan die Ausländer nicht mehr; man „ahnt“ sie bestenfalls in ihren festungsgleichen Büros und Villen der Nobelgegenden von Kabul. Aus einst hochangesehenen, freundlichen „Befreier-Soldaten-Menschen“ sind anonyme „Besatzungswesen“ geworden, versteckt in waffenstarken Panzerfahrzeugen, die sich rücksichtslos auf den Straßen den Weg freikämpfen. Und am Himmel fliegen Tag

und Nacht Drohnen, unbemannte Flugzeuge, für Afghanen wiederum unsichtbar und lautlos. Und immer wieder begegne ich Journalisten, die sich ebenfalls verstecken: in Isaf-Hochsicherheitskasernen oder „embedded“ im gepanzerten Militärkonvoi. Man trifft sich zum Interview mit den politischen Eliten in deren schwerbewachten klimatisierten Büros oder Fünf-Sterne-Hotels. Weil dies sicherer und wegen der besseren Arbeitsatmosphäre angeblich effizienter für die Berichterstattung ist. Nicht selten auch, weil es dort angenehmer ist, als bei Bergbauern zu frieren oder bei den Kuchi-Nomaden in der Steppe zu schwitzen, dabei deren täglichen Überlebenskampf am eigenen Leib zu erleben und über „ihr“ Afghanistan zu berichten.

Man vergisst dabei, dass politische Eliten meist „volatile“ Wesen sind: Bei Re-



Reinhard Erös war Oberstarzt der Bundeswehr. Seine „Kinderhilfe Afghanistan“ baut und betreibt in den Südstprovinzen des Landes mehrere Dutzend Schulen, Krankenstationen und Waisenhäuser. Foto: oh

gimewechsel kollaboriert oder flieht man; Pass und Visa, Geld und Beziehungen ins Ausland machen es möglich. Bauer und Nomade harren – zwangsläufig – aus. Und man übersieht dabei ebenso, dass über die Zukunft Afghanistans auch in den Dörfern und Steppen und nicht nur in den Nobelvierteln der Städte entschieden wird.

Bei einem meiner ersten Einsätze in der sogenannten Dritten Welt, als 30-jähriger tatendurstiger Arzt in den Slums von Kalkutta, habe ich meine Lehrmeisterin Mutter Teresa gefragt: „Mutter, was ist denn die wichtigste Eigenschaft, die ich benötige, um diesen elenden Gestalten zu helfen?“ Ich erwartete eigentlich eine Antwort wie: „Du musst ein guter Christ sein und dein Handwerk beherrschen.“ Weit gefehlt. Es kam eine typische Teresa-Weisheit: „Du musst die Menschen lieben, sonst erreichst du gar nichts.“

Wer heute Afghanistan Sicherheit bringen, das zerstörte Land aufbauen oder als Journalist von dort berichten will, das Land und seine Menschen aber primär als politologisch-soziologisch hochinteressanten Fall sieht, nur als Paradebeispiel eines „failed state“, als sicherheitspolitische „High-Risk-Area“ mit „asymmetrischer Kriegsführung“ bewertet, der wird scheitern. Man muss die Afghanen als Menschen lieben, wenn man ihnen und ihrem Land erfolgreich helfen möchte.

Der publizistische Sängerkrieg in der Afghanistan-Kakophonie wird zunehmend unerträglich. Nicht wenige Politiker und Medien erwecken den Anschein, dass Heroin-Küchen und Korruption, Taliban und Selbstmordattentäter, blutige Anschläge im Stundentakt, in Hinterhalte und blutige Schlachten à la 1944 verwickelte Isaf-Truppen Afghanistan realistisch abbilden. Der nach dreißig Kriegsjahren noch immer kranke Patient Afghanistan wird zu einem Moriturus – einem Todgeweihten – erklärt. Dieses Bild ist unvollständig und daher letztlich auch falsch: Was dieses gepeinigte Volk der Afghanen seit dem Sturz des Taliban-Regimes auch aus eigener Kraft physisch und geistig wieder aufgebaut hat, ist grandios und bewundernswert.

Nach drei Jahrzehnten Krieg und Zerstörung, nach sieben Jahren brutaler Friedhofsruhe unter der Taliban-Herrschaft gehen jetzt wieder Millionen Kinder zur Schule – alle hungrig nach Bildung und Wissen, viele auch hungrig, weil es zu Hause nicht genügend zu essen gibt. Zehntausende junge Männer und Frauen besuchen voller Optimismus wiedereröffnete Universitäten und Hochschulen, Hunderttausende Frauen und Mütter – unter den Taliban noch vor wenigen Jahren gedemütigt, eingesperrt, gesteinigt – arbeiten wieder als Lehrerinnen und Ärztinnen, als Polizistinnen und Abgeordnete, als Provinz-Gouverneurin

Außenansicht

Nur wer die Afghanen liebt, kann dem Land helfen

Westliche Arroganz bewirkt, dass Ausländer am Hindukusch heute weit weniger willkommen sind, als sie es einst waren

Von Reinhard Erös

und Botschafterin im Ausland und als Ministerin, hochangesehen im Kabinett Karsai. Afghanen lieben ihre Freiheit und Unabhängigkeit, und sie lieben sie manchmal mehr als sich selbst.

Fremden gegenüber sind sie aus historisch guten Gründen misstrauisch. Für ihren Gast allerdings, dem willkommenen Fremden, öffnen die Afghanen Haus und Herz. Sie öffnen beides oft so weit, dass es uns manchmal peinlich und unangenehm ist. Dies macht es uns Fremden nicht immer leicht, ihnen zu helfen. Dies macht es dem Feind aber auch unmöglich, einem Afghanen Würde, Freiheit und Unabhängigkeit zu nehmen, ohne ihn zu töten. Wer sich also entschließt, den Afghanen beim Wiederaufbau zu helfen – ob in Uniform oder als ziviler Helfer – muss wissen, auf welchem schmalen

Pfad er sich dabei bewegt. Gut gemeinte Hilfe von außen wird als erniedrigend empfunden, wenn sie „von oben herab“ kommt. Wenn ich einem Afghanen zeige, dass er das arme Würstchen ist und ich der reiche Onkel mit dem Füllhorn westlicher Technik und der dazu gehörigen Arroganz, dann kommt ausländische Hilfe nicht an; außer bei den korrupten Eliten, die es auch in Afghanistan gibt. Diese Eliten zu züchten und zu nähren, fällt uns manchmal leichter, als uns mühevoll mit der uns oft als archaisch erscheinenden Kultur auseinanderzusetzen.

Der „typische“ Afghane, Bauer, Tagelöhner oder Nomade ohne Schulbildung, lebt in einer „personenbezogenen“ Kultur, in einer Welt, in der nicht theoretische Konzepte sein Leben bestimmen, sondern Menschen. Sein Leben wird von

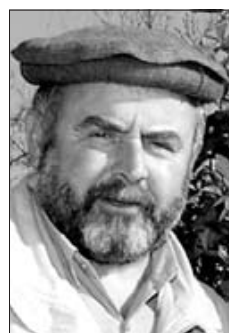
den Beziehungen zu den Verwandten, Nachbarn, Freunden – und Feinden – geprägt. Das „Wer bist du“ ist für ihn wichtiger als das „Was bist du“. In Afghanistan besitzt nur derjenige hohes Ansehen, der sich persönlich zeigt, der „angesehen“ werden kann.

In den ersten Jahren nach dem Sturz der Taliban bewegten sich Aufbauhelfer und Journalisten frei und ohne militärischen Schutz übers Land. Unsere Soldaten gingen zu Fuß, die Waffe auf dem Rücken, durch die Basare, grüßten freundlich mit *Salam* und wurden ebenso freundlich zurückgegrüßt. Zivile und uniformierte Aufbauhelfer tranken und diskutierten mit den Einheimischen in den rauchigen Tschaikanas Tee. Journalisten wurden von einfachen Leuten privat eingeladen, konnten frei Gespräche und Interviews führen und genossen dabei die typisch afghanische Gastfreundschaft. Die Ausländer hatten hohes „Ansehen“, weil sie zu sehen waren.

Heute sieht man in Afghanistan die Ausländer nicht mehr; man „ahnt“ sie bestenfalls in ihren festungsgleichen Büros und Villen der Nobelgegenden von Kabul. Aus einst hochangesehenen, freundlichen „Befreier-Soldaten-Menschen“ sind anonyme „Besatzungswesen“ geworden, versteckt in waffenstarken Panzerfahrzeugen, die sich rücksichtslos auf den Straßen den Weg freikämpfen. Und am Himmel fliegen Tag

und Nacht Drohnen, unbemannte Flugzeuge, für Afghanen wiederum unsichtbar und lautlos. Und immer wieder begegne ich Journalisten, die sich ebenfalls verstecken: in Isaf-Hochsicherheitskasernen oder „embedded“ im gepanzerten Militärkonvoi. Man trifft sich zum Interview mit den politischen Eliten in deren schwerbewachten klimatisierten Büros oder Fünf-Sterne-Hotels. Weil dies sicherer und wegen der besseren Arbeitsatmosphäre angeblich effizienter für die Berichterstattung ist. Nicht selten auch, weil es dort angenehmer ist, als bei Bergbauern zu frieren oder bei den Kuchi-Nomaden in der Steppe zu schwitzen, dabei deren täglichen Überlebenskampf am eigenen Leib zu erleben und über „ihr“ Afghanistan zu berichten.

Man vergisst dabei, dass politische Eliten meist „volatile“ Wesen sind: Bei Re-



Reinhard Erös war Oberstarzt der Bundeswehr. Seine „Kinderhilfe Afghanistan“ baut und betreibt in den Südostprovinzen des Landes mehrere Dutzend Schulen, Krankenstationen und Waisenhäuser. Foto: oh

gimewechsel kollaboriert oder flieht man; Pass und Visa, Geld und Beziehungen ins Ausland machen es möglich. Bauer und Nomade harren – zwangsläufig – aus. Und man übersieht dabei ebenso, dass über die Zukunft Afghanistans auch in den Dörfern und Steppen und nicht nur in den Nobelvierteln der Städte entschieden wird.

Bei einem meiner ersten Einsätze in der sogenannten Dritten Welt, als 30-jähriger tatendurstiger Arzt in den Slums von Kalkutta, habe ich meine Lehrmeisterin Mutter Teresa gefragt: „Mutter, was ist denn die wichtigste Eigenschaft, die ich benötige, um diesen elenden Gestalten zu helfen?“ Ich erwartete eigentlich eine Antwort wie: „Du musst ein guter Christ sein und dein Handwerk beherrschen.“ Weit gefehlt. Es kam eine typische Teresa-Weisheit: „Du musst die Menschen lieben, sonst erreichst du gar nichts.“

Wer heute Afghanistan Sicherheit bringen, das zerstörte Land aufbauen oder als Journalist von dort berichten will, das Land und seine Menschen aber primär als politologisch-soziologisch hochinteressanten Fall sieht, nur als Paradebeispiel eines „failed state“, als sicherheitspolitische „High-Risk-Area“ mit „asymmetrischer Kriegsführung“ bewertet, der wird scheitern. Man muss die Afghanen als Menschen lieben, wenn man ihnen und ihrem Land erfolgreich helfen möchte.